



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schiller als Historiker : Schluß.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Schiller als Historiker.

Schluß.

Ganz in der Weise der Vorlesungen sind die universalhistorischen Einleitungen ausgearbeitet, mit denen Schiller die Sammlung historischer Memoires versah. Von dieser Sammlung erschien eine große Zahl von Bänden unter seinem Namen, doch hatte er die Redaction bald an Paulus, Woltmann u. a. abgegeben. — Mit besonderem Glauben ging er an die erste Einleitung „über Völkerverwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“. „Eine Arbeit, schreibt er 3. Nov. 1789 an Karoline v. Beulwitz, die mir anfangs nichts versprach, hat sich plötzlich unter meiner Feder, in einer glücklichen Stimmung des Geistes veredelt und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich selbst überrascht. Ich habe noch nichts von diesem Werthe gemacht, wenn mich anders die noch zu große Wärme meines Kopfes, die leicht auf mein Urtheil übergehen konnte, nicht irrt; nie habe ich so viel Gehalt des Gedankens in einer so glücklichen Form vereinigt, und nie dem Verstande so schön durch die Einbildungskraft geholfen. Du wirst mich über mein Selbstlob auslachen, aber ich spreche wie ein fremder Mensch von mir, denn wirklich bin ich mir in dieser Arbeit selbst eine fremde und neue Erscheinung geworden. Es thut mir nur leid, daß du die ganze Schönheit nicht wol genießen kannst, weil sie einige genaue historische und politische Kenntnisse voraussetzt, die dir fehlen und recht gut fehlen dürfen. Es war mir aber nie so lebhaft, daß jetzt niemand in der deutschen Welt ist, der grade das hätte schreiben können als ich.“ — An Körner, 1. Febr. 90: „Dieses Product, glaubte ich, müßte dich überraschen, könnte dich nicht kalt lassen, sowol wegen der Neuheit der Gedanken, als auch wegen der Darstellung. Ich wagte mich darin in ein Element, das mir noch fremd war, und glaubte mich mit vielem Glück darin gezeigt zu haben. Der Hauptgedanke, um den ich mich darin bewege, scheint mir ebenso neu und wahr, als er fruchtbar und begeisternd ist.“ — Der gute Glaube bleibt ihm ziemlich lange; noch 16. Mai 1790 schreibt er an Körner: „Herder ist ein ganz anderer Bewunderer meiner universalhistorischen Uebersicht in den Memoires als du. Du willst mich im Philosophiren über Geschichte noch gar nicht gelten lassen. Meine Uebersicht macht bei vielen Sensation, und ich denke von ihr noch ebenso wie vorhin. Befehle dich also ja.“ — Körner blieb aber halbstarrig.

Was Schiller am meisten selber imponirte, war der vermeintliche Beweis, daß die Barbarei des Mittelalters der nothwendige Weg der Vorsehung sein mußte, von der Bürgerfreiheit der Alten zur Menschenfreiheit der Neuen

zu leiten. „Die Thorheit und Raserei, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten, und die Gewaltthätigkeiten, welche die Ausführung desselben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begrenzt, nicht wol einladen, sich dabei zu verweilen. Betrachten wir aber diese Begebenheit im Zusammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorhergingen, und mit denen, die darauf folgten, so erscheint sie uns in ihrer Entstehung zu natürlich, um unsere Bewunderung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unser Mißfallen nicht in ein ganz anderes Gefühl aufzulösen. Sieht man auf ihre Ursachen, so ist diese Expedition der Christen nach dem heiligen Lande ein so ungekünsteltes, ja ein so nothwendiges Erzeugniß ihres Jahrhunderts, daß ein ganz Ununterrichteter, dem man die historischen Prämissen dieser Begebenheit vor Augen gelegt hätte, von selbst darauf verfallen müßte. Sieht man auf ihre Wirkungen, so erkennt man in ihr den ersten merklichen Schritt, wodurch der Aberglaube selbst die Uebel anfang zu verbessern, die er dem menschlichen Geschlecht Jahrhunderte lang zugefügt hatte, und es ist vielleicht kein historisches Problem, das die Zeit reiner aufgelöst hatte als dieses, keines, worüber sich der Genius, der den Faden der Weltgeschichte spinnt, befriedigender gegen die Vernunft des Menschen gerechtfertigt hätte.“

„Griechenland und Rom konnten höchstens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation, auch in ihrer schönsten Epoche, erhob sich nie zu vortrefflichen Menschen.“ „Die erhabenste Anstrengung griechischer und römischer Tugend hat sich nie über bürgerliche Pflichten geschwungen, nie oder nur in einem einzigen Weisen, dessen Name schon der größte Vorwurf seines Zeitalters ist: das höchste Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem Vaterlande gebracht. Beim Ablauf des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthusiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und warum nur hier und hier auch nur einmal diese Erscheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgang des Mittelalters, die Energie des Willens mit dem Licht des Verstandes zusammentraf, hier allein ein (durch die lange Waffenübung des Mittelalters) noch männliches Geschlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde.“

Die folgenden Abhandlungen, über das Lehnswesen und über die Periode Barbarossa's (letztere von Woltmann fortgesetzt) schließen sich als Commentare dieser ersten Einleitung an; bei dem schwierigen Gegenstand wird man eine Bereicherung der Geschichte nicht erwarten, im Construiren zeigt Schiller wieder großes Geschick. —

Wenn er bis dahin das Mittelalter nur als unvermeidliche Vorstufe der modernen Freiheit aufgefaßt hatte, so lernte er es bald auch an sich würdigen. In der Vorrede zu Vertots Geschichte des Malteserordens (1792) sagt er: „Zwar wünschen wir uns nicht mit Unrecht Glück, in einem Zeitalter

zu leben, wo ein Kraftaufwand, ein Heroismus, wie er in jenem Orden sich äußert, ebenso überflüssig als unmöglich ist; aber . . . der verachtende Blick, den wir gewohnt sind auf jene Periode des Aberglaubens zu werfen, verrieth weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden Stärke, als den kleinen Triumph der Schwäche, die durch einen unmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnöthigte . . . Der Vorzug hellerer Begriffe — wenn wir ihn wirklich zu erweisen im Stande sind, kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend. Dieselbe Cultur, welche in unserm Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Glut der Begeisterung in unserm Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die thatenreisende Energie des Charakters vernichtet. Die Heroen des M. A. setzten an einen Wahn, eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigenthum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmässig gehorchten sie ihren höchsten Gesetzen — und können wir, ihre verfeinerten Enkel, uns wol rühmen, daß wir an unsere Weisheit nur halb so viel als sie an ihre Thorheit wagen? . . . Derselbe excentrische Flug der Einbildungskraft, der den kalten Politiker an jenem Zeitalter irremacht, findet an dem Moralphilosophen einen weit billigern Richter, ja nicht selten einen Bewunderer . . . Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer trauriger Stillstand in der Cultur, ein Rückfall in die vorige Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen als sie es damals war, wenn es anders entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht. Die Willigkeit des Gemüthes, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, dieses edelste aller menschlichen Vermögen, söhnt den philosophischen Beurtheiler mit allen rohen Geburten eines unmündigen Verstandes, einer gefeglosen Sinnlichkeit aus . . . Suchte doch der Mensch schon seit Jahrtausenden den Gesetzgeber über den Sternen, der in seinem eignen Busen wohnt — warum diesen Helden es verargen, daß sie die Sanction einer Menschenpflicht von einem Apostel entlehnen? . . . Fühle man noch so sehr das Widersinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer schwärmenden Einbildungskraft, für leblose Heiligthümer zu bluten befehlt — wer kann der heroischen Treue, womit diesem Wahnglauben von den geistlichen Rittern Gehorsam geleistet wird, seine Achtung versagen? . . . Der Grieche, der Römer kämpfte für seine Existenz, für zeitliche Güter, für das begeisternde Phantom der Weltherrschaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Vorbeer schon von fern zeigte: — der Muth jener christlichen Helden entbehrte dieser Hilfe und hatte keine andere Nahrung als sein eignes unerschöpfliches Feuer.“

Solche Uebergänge in der Stimmung sind von hoher Wichtigkeit für das

Verständniß des allgemeinen Ganges in der Literatur. Noch sind wir im Jahr 1792, von einer romantischen Schule ist noch nicht die Rede, und schon sehen wir einen der beiden Führer sich gleichzeitig dem Gefühl für das specifisch Mittelalterliche und dem für das Classische anschließen. Der Pragmatismus der damaligen Geschichtschreibung war, wie die Aufklärung, durchaus modern, die frühern Zeitalter galten nur als Vorstufen für dasjenige, „wo wir es zuletzt so herrlich weit gebracht.“ Die Dichtung, geleitet von der Philologie, eröffnete zuerst die Perspective in das Griechenthum; dann, ohne solche Hilfe, aber von demselben Idealismus geleitet, in das Mittelalter. Die Herrschaft der Idee ist das Größte der Menschheit, so folgerte neben Schiller auch Fichte; dieselbe transcendente Auffassung, die über die Greuel der Revolution wegsah, zeigte auch die finstern Gestalten des Ritterthums in neuem Licht. Als die Schlegel seit 1803 diesen Standpunkt einseitig festhielten, konnten sie sich im Grund auf das Vorbild ihrer classischen Vorgänger berufen, die denn auch nicht verfehlten, Calderon wetteifernd mit ihnen zu preisen, die Jungfrau von Orleans zu Ehren zu bringen und neben Cassandra Fridolin und den Johanniter zu Gegenständen ihrer Dichtung zu wählen. Bilder und Ideen suchten sie für den Fortschritt der Cultur; beides fanden sie im Mittelalter wie in Griechenland, nur daß die Kenntniß des erstern ihnen ferner lag, und sie daher den Alten unbefangener huldigen durften.

Die historischen Vorlesungen hatte Schiller längst aufgegeben; er las über die Tragödie, um sich allmählig wieder zur Dichtung vorzubereiten. „Es kleidet sich wieder um mich herum (16. Mai 1790) in dichterische Gestalten, und oft regt sich in meiner Brust. Das akademische Karrenführen soll mir doch nie etwas anhaben. Freilich, zu einem musterhaften Professor werde ich mich nie qualificiren, aber dazu hat mich die Vorsehung auch nicht bestimmt.“ Zwar schreibt er noch 26 Nov. 1790: „Ich sehe nicht ein, warum ich nicht, wenn ich ernstlich will, der erste Geschichtschreiber Deutschlands werden kann;“ auch trägt er sich mit einem deutschen Plutarch: „Es vereinigt sich fast alles in diesem Werk, was das Glück eines Buchs machen kann, und was meinen individuellen Kräften entspricht. Kleine, mir nicht schwer zu übersehende Ganze, und Abwechslung, kunstmäßige Darstellung, philosophische und moralische Behandlung.“ Aber von diesen Plänen kam nur die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs zur Ausführung, die ihn, wie wir wissen, schon in Dresden 1786 beschäftigt hatte.

8. Juni 1790. „Der dreißigjährige Krieg, den ich in Goeschens Kalender mache und der in den ersten Wochen des August fertig sein muß, nimmt mir jetzt alle Stunden ein, und ich kann kaum zu Athem kommen.“ — 12. Sept. „Endlich bin ich mit der beschwerlichen Arbeit zu Ende, aber nicht weiter gekommen als bis zur breitenfelder Schlacht. Beschlossen wird er im künftigen

Jahr. Du kannst dir denken, wie herzlich froh ich bin. Diese Messe wird ziemlich reich von mir beschickt, ohne grade viel Gescheutes. Es erscheinen zwei Hefte *Italia*, ein Band *Memoires*, worin der erste Kreuzzug, und dann der Kalender.“ — 18. Oct. „Sehr angenehm war mirs zu hören, daß meine Geschichte des dreißigjährigen Krieges nicht unter deiner Erwartung geblieben ist. Es galt bei dieser Arbeit mehr, meinen guten Namen nicht zu verschmerzen als ihn zu vermehren, und bei der Kürze der Zeit, bei der Ungelehrigkeit des Stoffs war diese Aufgabe wirklich schwer. Wäre dein Urtheil im Ganzen das Urtheil des Publicums, so hätte ich nichts weiter zu wünschen. Du erinnerst dich, daß ich öfters eine Probe mit mir anstellen wollte, was ich in einer gegebenen kurzen Zeit zu leisten vermöge, da ich sonst immer so langsam arbeite. Eine solche Probe ist der dreißigjährige Krieg, und ich wundere mich nun selbst darüber, wie leidlich sie ausgefallen ist. Die Eilfertigkeit selbst war vielleicht vortheilhaft für den historischen Stil, den ich hier wirklich weniger fehlerhaft finde als in der niederländischen Geschichte. Der Himmel gebe nur, daß Goeschen (der Verleger) Ursache habe, zufrieden zu sein, da er gegen 6000 Exemplare absetzen muß, um die Unkosten bezahlt zu haben.“\*)

10. April 1791 (nach der schweren Krankheit): „Es ist nicht gut, daß ich diesen Sommer nicht von Arbeit frei bin; aber da es von mir abhängt, den dreißigjährigen Krieg mit dieser zweiten Lieferung zu endigen oder noch etwas für eine dritte aufzuheben, da es auch grade nicht darauf ankommt, wie viel oder wie wenig Bogen er enthalte, so hoffe ich doch, diese Arbeit mit der Sorge für meine Gesundheit noch leidlich vereinigen zu können.“ — An seinen Vater, 26. Oct. „Im Jahr 1790 hat Wieland den historischen Kalender herausgegeben, in diesem 1791 und im nächsten 1792 hab ich ihn übernommen. So unbedeutend ein Kalender zu sein scheint, so ist es doch dasjenige Buch, das die Buchhändler am weitesten verbreiten können; daher können sie auch den Autoren verhältnißmäßig weit mehr dafür anbieten. Mir ist dieser Aufsatz vom dreißigjährigen Krieg mit achtzig Louisdor bezahlt worden, und ich hab ihn neben meinen Vorlesungen innerhalb vier Monaten ausgearbeitet.“ — An Körner, 25. Mai 1792: „Der 30. K. ist seit einigen Tagen wieder angefangen, und es scheint, daß sich diese Arbeit leicht fördern wird, ohne mir zu viel Anspannung zu kosten. Ich bestimme höchstens vier Stunden zum Schreiben und etwa zwei zum Nachlesen. Auf diesem Wege bringe ich beinahe, ohne daß ich es gewahr werde, jeden Tag einen Viertelbogen zu Stande und kann zu Ende August fertig sein.“ — 6. Nov. 1792, an Körner. „Goeschen findet noch immer seine Rechnung bei dem Kalender und besteht auf

\*) An Goeschen, 27. Oct.: „Sie haben mich nicht bezahlt, sondern belohnt, und die Wünsche, auch des ungenügsamsten Autors, übertroffen.“ — An seinen Vater, 29. Dec.: „Von meinem Kalender sind jetzt über 7000 Stück verkauft.“

der Fortsetzung. Da ich mich ganz davon lossagen muß, so will er dich bitten, einen historischen Stoff von 18—20 Bogen zu arbeiten, wozu Cromwell in Vorschlag gebracht ist. Du hast volle acht Monate Zeit, brauchst im Grunde außer dem Hume und Sprengel wenig Lectüre, da es hier bloß um ein gut in die Augen fallendes Ganze zu thun ist. Es ist sehr interessant, grade in der jetzigen Zeit ein gesundes Glaubensbekenntniß über Revolutionen abzulegen, und da es schlechterdings zum Vortheil der Revolutionsfeinde ausfallen muß, so können die Wahrheiten, die den Regierungen nothwendig darin gesagt werden müssen, keinen gehässigen Eindruck machen.“\*)

Was nun den dreißigjährigen Krieg betrifft, so bleibt das Urtheil Johann Müllers, \*\*) der freilich stets zum Lob geneigt war, in der Lit. Z. von 1793 immer bemerkenswerth. Schiller habe die verwickelten Scenen dieses Kriegs, „zu deren Beurtheilung so viele Kenntniß des vaterländischen Staatsrechts

\*) Es wird von Interesse sein, hier sämtliche Aeußerungen Schillers über die französische Revolution zusammenzustellen. Zunächst fällt die Seltenheit derselben auf. — Zuerst (30. Oct. 89) interessieren ihn einige Anekdoten, die Fr. Schulz aus Paris mitbringt. Dann tiefes Schweigen, bis 15. April 1790: „Die politische Welt interessirt mich jetzt. (Er ist verheirathet.) Ich zittere vor dem Kriege; denn wir werden ihn an allen Enden Deutschlands fühlen.“ — 21 Dec. 92: „Kaum kann ich der Versuchung widerstehn, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben. Ich glaube, daß die Franzosen grade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich freitret, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen als ein anderer. Ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unsrer Verbesserung geschehn. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein.“ — Es wird indeß nichts daraus. — Körner, der sich sehr über das unvermuthete politische Interesse seines Freundes wundert, schreibt 24. Oct. 1789: „Ich kann die Kannegießerei nicht leiden, wenn man keine andern Data hat als die öffentlichen Nachrichten, und eine Streitfrage dieser Art durch Gemeinplätze entscheiden will.“ — 17. Aug. 1792: „Die neuerlichen Revolutionsspiele kommen mir immer kindischer und erbärmlicher vor. Niedrige Künste auf der einen, Strohfeuer auf der andern Seite — ein ekelhaftes Schauspiel. Nie hat sich wol die Armuth unseres Zeitalters an großen Männern deutlicher gezeigt.“ In den Briefen über ästhetische Erziehung setzt Schiller auseinander, daß die Menschheit erst künstlerisch gebildet werden müsse, ehe sie an politische Freiheit denken könne: „ich muß gestehn, schreibt er an Goethe 20. Oct. 1794, daß meine wahre ernstliche Meinung in diesen Briefen spricht. Ich habe über den politischen Jammer noch nie eine Feder angelegt, und was ich in diesen Briefen davon sage, geschah bloß, um in alle Ewigkeit nichts mehr davon zu sagen.“ — 5. April 1795: „Hier spricht man sehr decidirt, daß zwischen Preußen, Hannover, Kassel und den Franzosen der Friede geschlossen sei. Möchte die Nachricht wahr sein, so wäre bald eine Nachfolge vom ganzen Deutschland zu hoffen.“ — Der Friede von Basel! — Den 1. März 1798 erhielt er das Sieur Gille, publiciste allemand, das französische Bürgerdiplom, noch von Roland ausgefertigt, das seit fünf Jahren in Deutschland umhergetriert.

\*\*) Im Kreise Schillers fand Müller keinen großen Beifall. Noch 15. Jan. 1804 schreibt Körner: „Ich habe mehrmals angefangen, seine Schweizergeschichte zu lesen, aber sie immer wieder aus den Händen gelegt, nicht bloß des sachlichen Vortrags wegen, sondern auch wegen der innern Trockenheit. Eine Menge Namen treten auf und verschwinden, ohne daß sie durch irgend etwas Charakteristisches eine bestimmte Gestalt bekommen.“

gehört, mit solcher meisterhaften Klarheit und in so lichtvoller Ordnung dargestellt, auch das unvermeidlich Trockene durch Reflexionen und Schilderungen so kunstvoll und doch so natürlich durchflochten, daß Damen von einigem patriotischen Gefühl, und die nur immer würdig sind, Freundinnen, Weiber und Mütter deutscher Männer zu sein, gewiß das ganze Buch mit gleicher Unterhaltung wie unser Geschlecht lesen werden. So soll es auch sein: der echte Geschmack gefällt allen Geschlechtern und Altern; seine unveränderlichen Grundsätze behaupten überall und immer ihre auf die Natur gegründeten Rechte; und Hr. Schiller hätte ohne einige Unbescheidenheit, ohne den geringsten Mißstand, sein herrliches Werk ebensowol einem Kalender für die Nation, als einem Damenkalender einverleiben können."

Die Ausführung des Werks war sehr ungleich, weil Schiller während derselben häufig durch Krankheit unterbrochen wurde. Im Ganzen ist die Arbeit viel leichter als bei der niederländischen Geschichte, aber sie macht auch viel geringere Ansprüche und gibt sich als das zu erkennen, was sie ist. Zuerst hatte Schiller auch hier die Idee, das Ganze in Biographien zu zerbröckeln, wie denn auch Maximilian von Baiern, Amalie von Hessen und Richelieu wirklich ausgeführt wurden. Der Haß gegen das Priesterthum, welches sich müht die Cultur zurückzuschrauben, ist ebenso lebhaft wie in dem vorigen Werk, und wenn Schiller für den dogmatischen Inhalt der Reformation nicht das mindeste Interesse zeigt, so faßt er ihre politische Bedeutung richtig auf, und vertheidigt die Kirchentrennung, insofern sie gegen die politische Unterdrückung einen Damm aufriehete. Vielleicht war es gut, daß seine Detailstudien nicht so weit gingen, ihm einen Einblick in die Misere der kleinen protestantischen Höfe zu geben, freilich fehlt es auch deshalb durchweg an concreter Anschauung; von der entsetzlichen Zerrüttung jener Zeit erhält man keinen Begriff, denn durch allgemeine Declamationen kann die Fülle anschaulicher Thatsachen nicht ersetzt werden. Inzwischen hat er diesmal, wie er mit einigem Selbstgefühl bemerkt, die Thatsachen mit größerem Bedacht gruppiert und sich dadurch manche Reflexion erspart, was ihm auch Körner mit Vergnügen bestätigt. Einzelne Umstände sind wieder mit großem Blick richtig getroffen z. B. der Wendepunkt in der Geschichte Gustav Adolphi, der sich zuletzt offenbar in sehr bedenkliche und für Deutschland gefährliche Pläne eintieß. Es macht Schiller um so mehr Ehre, diesen Umstand scharf hervorgehoben zu haben, da sonst sein Gefühl sich sehr warm für diese einzig menschlich schöne Erscheinung des entsetzlichen Krieges ausdrückt. Auch hatte er damals den Plan, Gustav Adolph in einem epischen Gedicht zu verherrlichen.

Das eigentliche Interesse des Werks beginnt und endet mit Wallenstein. Man sieht, daß er es schon als ein Vorstudium für das spätere Drama betrachtete. In diesem letztern ist freilich seine Bildung merklich vorgeschritten:

das Lager und die Piccolomini geben ein viel richtigeres Bild jener wilden Zeit als die prosaische Erzählung, und Wallensteins Charakter ist nicht bloß psychologisch tiefer, sondern auch historisch richtiger aufgefaßt, wie die spätern urkundlichen Forschungen bestätigt haben.

Diese Beziehung zum Drama möchte für Schillers Entwicklungsgang das Wichtigste sein, viel bedeutender aber hat das Werk auf die allgemeine Cultur eingewirkt: es war das einzige historische Buch jener Zeit, welches viel gelesen wurde, und seine sittliche Anschauung hat sich unauslöschlich dem Volk eingepreßt. Seitdem ist nur noch eine protestantische Anschauung der deutschen Geschichte möglich, was vor ihm noch gar nicht so ausgemacht war, denn Schmidt, der einzige, der eine lesbare deutsche Geschichte geschrieben, war Katholik und für Oestreich, obgleich gemäßigt. Daß die spätern Versuche von Schlegel, Gfrörer, Hurter u. a., den Gesichtspunkt zu verdrehen und die Kirchentrennung als das Elend Deutschlands darzustellen, ganz erfolglos geblieben sind, verdanken wir doch hauptsächlich dem mächtigen Eindruck, den Schillers Rhetorik auf die Menge machte.

In demselben Sinn muß die Geschichte der Unruhen in Frankreich bis zum Tode Karl des Neunten aufgefaßt werden, mit der Schiller den dritten Band seiner historischen Memoires eröffnete und die später von Paulus fortgesetzt wurde. Hier neigt sich nicht sowol das politische als vielmehr das humane Interesse fast ganz auf Seite der Protestanten und in dem Admiral Coligny kann Schiller viel unbefangener seinen Helden feiern als in Gustav Adolph. Die ganze Erzählung ist vortrefflich und einzelne psychologische Erörterungen, namentlich die über Karl den Neunten, wieder von großer Feinheit; für die Erbärmlichkeit des Intriguenspiels, das mit einer so blutigen Katastrophe endigte, fehlte ihm die Kenntniß des Details: daß er sonst Ironie genug besitzt, uns auch bei tragischen Dingen hinter die Coullissen blicken zu lassen, zeigen manche Figuren im Wallenstein. In solchen Gegenständen, wie in der Geschichte der Fronde, hätten Huber und Körner vielleicht mehr geleistet.

Damit ist Schillers historische Laufbahn, wenn man von einigen Aufsätzen absteht, die nur als Lückenbüßer für die Horen bestimmt waren, geschlossen. Ueberall tritt er im Sinn des Marquis Posa als Verfechter des Freiheitprinzips auf, so weit dasselbe mit der Bildung und Humanität vereinbar ist, für die sansculottische Freiheit hatte er keinen Sinn. In den ästhetischen Briefen 1795 kündigte er sein Princip bestimmter an: ehe der Einzelne von der Zucht und Sitte des Gesetzes frei gegeben werden darf, muß er durch ästhetische Bildung moralisch befreit werden, damit der große Moment nicht wieder ein kleines Geschlecht finde; und diese Bildung kann nur von der Kunst ausgehn.

Sehr treffend würdigt ein Mann, dem hier vor allem ein Urtheil zu-

kommt, Schlosser, Schillers Versuche in ihrer culturhistorischen Bedeutung. Er habe sich der Geschichte bedient, „um die ganz verflachten Ansichten des bürgerlichen Lebens zu veredeln, Sinn für Aufopferung für die größten Wohlthaten des Lebens, für Freiheit und Religion, zu wecken, und eine poetische Betrachtung realer Verhältnisse der prosaischen Auffassung der deutschen Reichsgeschichten entgegenzusetzen. Von den historischen Werken jener Zeit war das Ausgezeichnete nur den Gelehrten zugänglich, das Andere weder durch Darstellung noch durch Inhalt anregend. Es war daher eine Wohlthat für die Literatur, wenn ein großer dichterischer Geist die Geschichte des höchst prosaischen deutschen Lebens mit echter Poesie durchflocht.“

### Ein Kloster bei Genua.

Durch Sardinien. Bilder von Festland und Inseln von Alfred Meißner.  
Leipzig, F. L. Herbig. —

Der liebenswürdige Dichter schildert in kurzen, höchst anmuthigen Skizzen diese im Ganzen noch wenig bereisten Landstriche, die durch die Zeitereignisse ein so gesteigertes Interesse erhalten. Als Ergänzung zu den florentiner Bildern des vorigen Hefts theilen wir aus diesem neuen Buch ein genuessisches mit. — Kaum in Genua angekommen, machen die Reisenden eine originelle Bekanntschaft.

Es war ein französischer Geistlicher, ein Mann zwischen vierzig und fünfzig Jahren, im langen schwarzen Gewand und mit dem Schaufelhut italienischer Pfaffen, der, als wir eben im Begriff waren, uns von Staub und Kohlenasche reinzuwaschen, wie eine Bombe in unser Zimmer fiel, uns, ehe wir es uns versahen, bei den Händen gefaßt hatte, und nun, ohne sich durch unser Negligé stören zu lassen, uns mit einer wilden, ekstatischen Heiterkeit also anredete:

„Erlauben Sie, meine lieben Freunde, daß ich als ihr Zimmernachbar Sie begrüße. Sie sind doch keine Engländer, Russen oder Amerikaner?“

„Wir sind Deutsche.“

„Aus welchem Theile Deutschlands, wenn ich fragen darf?“

„Wir kommen aus Böhmen.“

Grenzboten II. 1859.